

Weil für sie in der Herberge kein Platz war (Lk 2,7)

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **54 (1967)**

Heft 23

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-535729>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unsere Meinung

Weil für sie in der Herberge kein Platz war

(Lk 2, 7)

Wir durchwandern wiederum den stillfrohen Advent und bereiten uns auf das heilige Christfest vor. Es ist die Zeit, wo in vielen Schulen Weihnachtsspiele eingeübt werden, um den Kindern das Geschehen der heiligen Nacht erlebnismäßig nahezubringen. Bei diesem Bemühen unterlaufen aber erfahrungsgemäß immer wieder bedenkliche Fehler. Nicht nur findet die eigentliche Weihnachtsbotschaft als Kunde von der Erfüllung und dem Ende des Alten Bundes, ihre Hinordnung auf Kreuz und Auferstehung keine Berücksichtigung¹, sondern man «dichtet» überdies noch Vorkommnisse in die Heilsereignisse hinein, die jeder Grundlage entbehren. Dazu gehört zum Beispiel das Bild vom bösen Gastwirt, der Maria und Josef barsch die Türe weist und sie zwingt, mit einem Stall vorlieb zu nehmen. Kein Zweifel, es läßt sich mit dieser Figur ein «Knalleffekt» erzielen. Über die Verfälschung des heiligen Textes jedoch macht man sich offenkundig keine Gedanken. Mit Recht bemerkt der holländische Bibelgelehrte H. W. van der Vaart Smit²: «(Aber) daß man aus Joseph einen hilflos hinter seiner Frau her stolpernden ein-

fältigen Tropf macht, der mit einem ausdrucksarmen Gesicht, das, wenn er etwas sagt, nur sagen will: Ich kann es leider nicht ändern, dabeisteht; daß man von grausamen Bethlehemiten redet, die sich gar nicht um die Not der jungen Frau kümmern, und daß man schließlich Joseph und Maria bei Ochs und Esel unterbringt, wo die Geburt des Heilands unter moralisch und physisch unmöglichen Umständen stattfindet – das ist grober Unfug . . . Der in Bethlehem hochangesehene Joseph war in seiner Vaterstadt, wo man dem Davididen von seiten der alten Davidstadt Ehrerbietung entgegenbrachte, absolut nicht von «grausamen» Bethlehemiten umgeben – im Gegenteil, hier fand er jede Hilfe und Unterstützung, die er sich nur wünschen konnte. Schon darum steht prinzipiell fest, daß Joseph, wenn er bei seinen Verwandten kein Obdach findet oder es nicht annehmen will, doch ein Unterkommen erhält, das von niemandem, auch nicht von Joseph, als dem verantwortlichen Beschützer der heiligen Familie, als unerwünscht oder gar unmöglich empfunden wird.» Die Geburt fand mit größter Wahrscheinlichkeit im vollen subtropischen Sommer des jüdischen Landes statt, zu einer Zeit, wo die Schafherden auf offenem Felde waren. Von Ostern bis zum Beginn der Regenzeit, etwa Anfang November, standen die Ställe – die viele Abteilungen hatten (vgl. Gleichnis vom Guten Hirten) und in welche Höhlen und Grotten einbezogen waren, für Gäste zur Verfügung, da sich in ihnen gut wohnen ließ. «Sie dürften wohl genau so gut gewesen sein wie jeder andere Raum im Dorfe. Es war für sie kein Platz in der Herberge, konstatiert der Text sehr einfach. Man sollte diese nüchterne und klare Aussage nicht künstlich dramatisieren. Der Raum in den Ställen wird sich von den Räumen in der Herberge nur wenig unterschieden haben und war im Sommer vielleicht sogar angenehmer³.»

¹ Wolfgang Knörzer: Wir haben seinen Stern gesehen. Verkündigung der Geburt Christi nach Lukas und Matthäus. Katholisches Bibelwerk Stuttgart, 1967, 272 Seiten.

Klaus Lang: Die Weihnachtstexte in der Bibelkatechese. Die Auslegung von Mt 2, Lk 1, 26-28 und Lk 2, 1-20. Herder, Freiburg, 1967, 134 Seiten.

² H. W. van der Vaart Smit: Geboren zu Bethlehem. Weihnachten, wie es wirklich war. Patmos, Düsseldorf, 1962, S. 85 f.

³ a. a. O. S. 88.

In diesem Zusammenhang ist übrigens noch etwas anderes zu beachten. Der bekannte italienische Orientalist Giuseppe Ricciotti⁴, Professor an der Staatlichen Universität Rom, macht darauf aufmerksam, daß der Evangelist Lukas ausdrücklich bemerkt: «Weil für sie in der Herberge kein Platz war.» Diese Ausdrucksweise ist gewählter, als es auf den ersten Blick scheint. Hätte Lukas nur sagen wollen, die Karawanserei habe niemanden mehr aufnehmen können, so hätte er bloß schreiben müssen: Es war kein Platz mehr. Aber er fügte bei: für sie, womit auf die besondere Lage der beiden Gatten angespielt wird angesichts von Marias bevorstehender Niederkunft . . . Wenn in Jerusalem, anläßlich des Osterfestes, Hunderttausende von Pilgern zusammenströmten, war die Hauptstadt nicht weniger überfüllt als Bethlehem bei der Volkszählung. Und doch fanden alle Platz, wenn sie zurechtrückten. Allerdings glichen bei solchen Gelegenheiten auch die Privathäuser der Einwohner einer Karawanserei, besonders da sie für gewöhnlich nur aus einem einzigen, zu ebener Erde gelegenen Raum bestanden. Darin war alles gemeinsam, alles geschah vor andern, eine Zurückgezogenheit war unmöglich. So versteht man, warum Lukas ausdrücklich bemerkt, daß für sie kein Platz mehr war.» Der Stall mit seinem im Felsen ausgehauenen Futtertrog (Krippe) gewährte Maria angesichts der bevorstehenden Geburt das von ihr zweifelsohne gewünschte Alleinsein. Es ist daher auch unsinnig, «sich die Krippe und die Geburt inmitten des Viehs vorzustellen. Das wäre für Joseph und für Bethlehem eine Schande gewesen. Selbstverständlich war kein Vieh dabei. Stall (und Grotte) standen im Sommer leer».⁵

Indem wir auf diese Fehlinterpretation von Lk 2,7 hinweisen, möchten wir alle Lehrer und Lehrerinnen dringend davor warnen, bei der freien Darstellung biblischer Berichte neue Begebenheiten zu erfinden, legendäre Züge einzuflechten und sich novellistische Übertreibungen zuschulden kommen zu lassen. Der Bibellehrer soll sich vielmehr der besten Kommentare und Handbücher bedienen und bei exegetischen Zweifeln immer wieder den Rat des Theologen einholen. Überhaupt garantiert nur die planmäßige und vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen Lehrern und Geistlichen einen soliden Bibelunterricht. G.

⁴ Joseph Ricciotti: Das Leben Jesu. Thomas-Morus-Verlag, Basel, 1952, S. 210.

⁵ H. W. van der Vaart Smit: S. 91.

Sprachgestaltung in neuer Sicht

Zur Arbeitstagung der IMK (Interkantonale Mittelstufen-Konferenz)

Urban Zehnder, Einsiedeln

Am 8. und 9. September 1967 trafen sich in Luzern an die 500 Lehrkräfte aller Stufen, um miteinander die «neue Grammatik» kennenzulernen. Am Freitag orientierten die Herren Streit (Muri), Scholl (Solothurn), Köchli (Uitikon) und Zehnder (Rickenbach) die «Glinz-Anfänger» über das Neue in der Sprachbetrachtung nach Glinz, über dessen Ideen und Methoden im Sprachunterricht. Vielen seit eh und je um einen fruchtbaren Grammatikunterricht Bemühten ging schon da ein großes Tor zu unserer Muttersprache auf.

Aber noch mehr geschah das am Samstag, als in verschiedenen Arbeitsgruppen demonstriert, selber geübt, verglichen und erarbeitet wurde. Wie tritt man mit der neuen Sprachbetrachtung an das Kind heran, in den untern und obern Klassen der Mittelstufe, auf der Oberstufe, und wie ist die Vorbereitung für den Fremdsprachenunterricht? Das war die Problemstellung. Professor Dr. Hans Glinz arbeitete selber mit, assistierte da, erklärte dort. – Am Nachmittag zeigte er in schönstem Schweizerdialekt, wie er selber vorgeht und welches die Situation der Schule vor der heutigen Sprachforschung ist. Überlegen beantwortete er Fragen aus dem Kreise der Teilnehmer. Aus allen seinen Ausführungen war zu spüren: Man soll die Grammatik doch nicht so todernst nehmen, sie darf nicht Selbstzweck sein oder gar zum Prüfungsfach degradiert werden. Drillen, etwa von «ich werde geschlagen worden sein, du wirst . . .», hat nur einen Sinn, wenn der Schüler spüren lernt, was diese Form aussagt. Nicht Schemawissen, sondern Sprachgefühl! Glinz leugnet als letzter, daß es viele Formen gibt, die geübt werden müssen; dieses Üben hat aber nur Sinn, wenn es inhaltsbezogen betrieben wird. Die Sprache ist lebendig und nicht ein starres System, wie es die «herkömmliche» Grammatik zu sehr sieht. Glinz trägt keine Gesetze an die Sprache heran, er sucht diese höchstens darin und lehrt ihre Aussagekraft zu verstehen. Damit bildet er viel ausgeprägter den Stil der Schüler und ihr Verständnis für die Sprache. In diesem Zusammenhang kam er auch auf das Verhältnis von Duden und «Glinz» zu sprechen.